

Die einzige Frau

[Rezension: Marlen Haushofer, Die Wand]

Die Angst vor der absoluten Einsamkeit ist eine Urangst des Menschen. In einer mehr oder weniger feindseligen Umgebung alleine überleben zu müssen, diese Vorstellung hat ihn seit jeher bewegt und geängstigt. Als eines der beeindruckendsten Beispiele ihrer literarischen Umsetzung darf Guido Morsellis, Roman *Dissipatio humani generis* aus den 70er Jahren gelten, sozusagen ein männliches Gegenstück zu dem bereits 1968 von der 1970 früh verstorbenen Österreicherin Marlen Haushofer geschriebenen Roman *Die Wand*, ihrer »Katzengeschichte«; sie soll mit den Worten »Hier eine Katzengeschichte« das Manuskript ihrem Mentor mit der Bitte um eine Beurteilung überreicht haben. Ein Buch, das man auch heute noch kaum aus der Hand legen kann, hat man es erst einmal aufgenommen. Dabei geht es tatsächlich sehr viel um Katzen und »anderes Viehzeug«. Im Mittelpunkt aber steht ein Mensch, eine Frau, die sich eines Morgens plötzlich allein auf der Welt sieht, wie der Protagonist in *Dissipatio humani generis*, der sich, nach versuchtem Suizid, ebenfalls als einzig Existierenden erkennen muss.

Als vermutlich wichtigster Unterschied beider Erzählungen drängt sich die Einschränkung der Bewegungsfreiheit in Marlen Haushofers Roman geradezu auf. Während der männliche Ich-Erzähler sich als letzter Mensch zumindest frei bewegen kann, ist die weibliche Überlebende in einer festgeschriebenen Region gefangen, einem zwar großen, jedoch - durch eine transparente und scheinbar undurchdringbare Wand - begrenztem Waldgrundstück. Selbst in dieser Endzeitfiktion kann sich die Frau der zusätzlichen Unfreiheit nicht entledigen: Ungeachtet der vielen Beschränkungen, denen der Mensch unterworfen ist, die Frau leidet immer noch unter einer weiteren Begrenzung ihrer Freiheit, der Beschränkung durch den Mann. Dies mag der entscheidende Grund gewesen sein, dass der Roman bei Erscheinen sehr große Beachtung in der feministischen Literaturkritik fand.

Der Inhalt des Romans ist leicht erzählt: Die Protagonistin ist in ein mitten im Wald gelegenes Jagdhaus eingeladen. Am Abend fährt das Gästeehepaar noch in die nahegelegene Ortschaft, um Besorgungen zu erledigen. Es ist noch nicht zurück, als die Erzählerin zu Bett geht. Die Abwesenheit der beiden am nächsten Morgen verwundert sie. Nach und nach verstärken sich ihre Sorgen, sie bricht auf, um Näheres herauszufinden. Mithilfe des Hundes, der ihr im Verlauf der Handlung viel Trost gibt, stößt sie auf eine Barriere, eine unsichtbare Wand. Bald wird klar, dass die Wand die ganze Waldregion einschließt, wobei sich die Gefangene dieser Situation nie die Mühe macht, jede Möglichkeit nach Durchlässigkeit zu erkunden. Hinter der transparenten Wand aber erkennt sie in weiter Entfernung - einige wenige - Menschen, die mitten in der Bewegung erstarrt sein müssen, mitten im Leben scheint ihnen dieses genommen worden zu sein, von was oder wem auch immer. Einen Feind - sie nennt ihn, Arroganz unterlegend, einen Sieger - wird es, muss es geben. Früher oder später wird er auch zu ihr kommen, sein Siegerrecht beanspruchen.

Vor der Notwendigkeit, mit der vorgefundenen Situation umgehen zu müssen, verblasst dieser Gedanke schnell. In erstaunlicher Gelassenheit überlässt sie sich dem Alleinsein, beginnt mit einer Bestandsaufnahme, die neben einigen Lebensmitteln eine Katze einschließt und einen Hund, eine Kuh. Die Sorge um die Tiere und praktische Notwendigkeiten zeigen sogleich ihre Schwierigkeiten in deren Bewältigung auf. Sie beginnt diese Unfähigkeit, die der Entfremdung des Stadtmenschen von der Natur entspringt, zu akzeptieren und tritt den beständigen Kampf zu ihrer Überwindung mit einer bewundernswerten Geduld an.

Die Frau lernt allmählich die ihr gegebenen Räume zu erweitern, Grenzen einzureißen, jedoch seltsam wenig Energie verwendet sie darauf, die Wand selbst zu überwinden. Lange Zeit herrscht der Eindruck vor, als glaubte sie, die Barriere, wenn sie es nur wollte, bezwingen zu können, indem sie sich unter ihr hindurchgräbt. Doch vielleicht übt das, was sie jenseits ihrer Welt erwartet, keinen Reiz auf sie aus; die Sicht auf die eingefrorenen Gestalten lässt sie und den Leser das wahre Grauen dahinter vermuten. Sie entscheidet sich, ihr Refugium bewohnbar zu machen. Sie gießt ihr Leben in geregelte Abläufe. Sie wirkt nicht unzufrieden, was beinhaltet, dass ihr Überleben materiell gesichert zu sein scheint, wenn es auch kontinuierliche Anstrengung erfordert. Irgendwann verlässt sie das weiter unten am Berg gelegene Grundstück und zieht auf die Alm, in den offenen Sommer. Sie erweitert ihre Räume, ihre Sicht. »Einmal, als ich auf dem Aussichtsplatz saß, glaubte ich in weiter Ferne Rauch aus den Fichten aufsteigen zu sehen.« Doch anders als ihr männliches Pendant, das viel Zeit darauf verwendet, einen Mitüberlebenden ausfindig zu machen, setzt sie wenig Hoffnung in einen solchen Gedanken, er verflüchtigt sich rasch.

Von Beginn an wird der Leser von der Autorin sehr nah an den Text herangeführt und eng verbunden mit der spannenden, detailreich beschriebenen Alltagsbewältigung, so dass es ihm eine persönliche Genugtuung ist, zu spüren, dass keinerlei Einflüsse von außen, von Witterungsbedingungen einmal abgesehen, die Anstrengungen der Überlebenden unterlaufen, die dann auch zum Überleben erfolgreich beitragen.

Der Ich-Erzähler in *Dissipatio humani generis* nützt die Möglichkeit zur Erkundung seiner weiteren Umgebung; sie umfasst das Inbild von Zivilisation, die Stadt. Er empfindet es als wohltuend im Durchbrechen des Pflanzenwuchses durch den Beton, die Natur in ihrem Recht zu sehen; sie holt sich zurück, was ihr genommen war. Weitgehend jedoch verbleibt er in der abstrakten Reflexion, die in der Überlegung gipfelt: »Die Menschheit, das bin ich«. Ganz anders Haushofers Protagonistin. Sie lebt gezwungenermaßen auch von der Kreatur, in erster Linie aber *mit* ihr; das Melken der Kuh soll diese von ihren Schmerzen befreien. Rührend kümmert sie sich auch um die anderen Tiere. Sie lebt ganz im Gegenständlichen, und ihr Denken haftet weitestgehend am Konkreten, wenn sie an ihre Freunde, ihre Verwandten denkt. Jedoch immer beinhaltet größte Nähe auch Distanz: »Ich kann mir erlauben, die Wahrheit zu schreiben; alle, denen zuliebe ich gelogen habe, sind tot.«

Nach zwei Jahren denkt die Protagonistin kaum noch daran, gefunden werden zu können, sie spürt, »daß die Hoffnung in mir abgestorben ist. Es macht mir angst.« Dies begründet

ihren »heftigen Widerwillen gegen Tagträume« und führt zu existentiell fester Bindung an ihren neuen, längst Routine gewordenen Alltag im Wechsel der Jahreszeiten; die neue Saison auf der hoch gelegenen Alm beginnt wie immer friedlich.

04/2004 © by Janko Kozmus